



Leseprobe aus: Imlau, Freundschaft, ISBN 978-3-407-72716-9

© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-72716-9>





**FREUNDE
SIND
Entwicklungs-
helfer**

Menschenkinder sind von Geburt an soziale Wesen. Sie entdecken miteinander, lernen voneinander und knüpfen Beziehungen, die ihnen genau die **Impulse geben, die sie gerade brauchen.**

Was Kinderfreundschaften ausmacht

Mein Freund ist, wer mit mir spielt

»Max
ist mein
Freund«

Mama, Papa, Tasse, Ball – die ersten Worte kleiner Kinder beschreiben Menschen, Tiere und Gegenstände aus ihrem Alltag, hunderte Male gehört, bevor sie sie selbst sprechen. Dieser Hang zum Greifbaren, Konkreten ist typisch für kleine Kinder – deshalb ist es für sie so viel schwerer, etwa von einem Albtraum als von einem Ausflug zu erzählen. Umso interessanter ist es, dass die meisten Kinder bereits mit drei, spätestens vier Jahren das Wort »Freund« nicht nur kennen und verstehen, sondern auch selbst benutzen. Denn: All diese Freunde haben natürlich Namen. Natürlich könnte das Kindergartenkind auch einfach von Ida und Paul, Max und Elise erzählen, mit denen es Kuchenbacken oder Baggerfahren gespielt hat. Wenn es von seinen Freunden spricht, tut es jedoch mehr: Es macht eine Aussage über seine Beziehung zu einem Kind, über seine Gefühle ihm gegenüber. »Max ist mein Freund«, das heißt: Dieses Kind ist für mich etwas Besonderes, und ich will, dass ihr das wisst.

Dabei haben Kindergartenkinder ein sehr »verhaltensbezogenes Konzept von Freundschaft«, wie es die Entwicklungspsychologin Maria von Salisch nennt: Ein Freund ist der, der mit mir spielt und nett zu mir ist. Interessanterweise machen bereits sehr kleine Kinder diese Nettigkeit an einer gewissen Etikette fest. So konnten Verhaltensforscher beobachten, dass Zweijährige bevorzugt mit denjenigen Gleichaltrigen Kontakt aufnehmen, die sie mit einem Lächeln oder Blick begrüßen, die sie bei Bedarf mit liebevollen Berührungen trösten und die sich – wenn auch wortlos – entschuldi-



gen, wenn sie ihnen aus Versehen weh getan oder etwas weggenommen haben. Doch ein Freund muss für Kindergartenkinder nicht nur nett, sondern auch nahe sein, und das im ganz wörtlichen Sinne. Denn zur Freundschaft gehört auch für die ganz Kleinen schon eine gewisse Vertrautheit, die sich erst einstellt, wenn man sich oft und regelmäßig sieht. Kein Wunder, dass die meisten Freunde von Kindern vor dem Schulalter im selben Viertel, oft sogar in derselben Straße wohnen! Oft entwickeln sich die allerersten Kinderfreundschaften dabei aus einer Freundschaft der Eltern heraus: Weil sich die Erwachsenen gerne sehen und häufig Zeit miteinander verbringen, kommen auch die Kinder regelmäßig zusammen und werden in der vertrauensvollen Atmosphäre der Erwachsenenfreundschaft dazu angeregt, untereinander eigene soziale Beziehungen zu knüpfen. Die meisten Kinderfreundschaften entstehen jedoch da, wo Kinder ohne ihre Eltern zusammenkommen und somit ganz auf ihre Altersgenossen konzentriert sind: bei der Tagesmutter, in der Kita und im Kindergarten.

Fairness lernen mit Freunden

Den »wichtigsten Sozialisierungsraum neben der Familie« nennen die Verhaltensbiologen Gabriele Haug-Schnabel und Joachim Bensele derlei Kindertagesstätten und beschreiben, wie etwa ab dem dritten Geburtstag die Gleichaltrigen dort den bislang meist vorgezogenen Erwachsenen den Rang als Spielgefährten ablaufen. Dadurch werden sie mit ganz neuen Herausforderungen konfrontiert. Etwa: Wie verteilt man die Rollen in einem Spiel, wenn keiner nachgeben will? Daraus leiten sich richtiggehende moralische Grundfragen ab: Was ist richtig oder falsch? Was ist gerecht, was ungerecht? Wodurch werden Menschen verletzt, und lässt sich das wiedergutmachen? Nicht umsonst beschreibt Entwicklungspsychologin Maria von Salisch Kinderfreundschaften als eine gute Möglichkeit, Sozialkompetenz und moralisches Bewusstsein zu entwickeln. »Freunde sind Entwicklungshelfer«, sagt sie.

Der Erfolg kann sich sehen lassen: Bereits mit vier Jahren können Kindergartenkinder nicht nur sagen, was im Zusammenspiel mit anderen Kindern erlaubt und was verboten ist. Sie unterscheiden auch zwischen unmoralischem Handeln und Regelverstößen und finden Ersteres deutlich schlimmer. Oder, wie es Maja, die vierjährige Tochter von Freunden, einmal formuliert hat: »Im Kindergarten darf man am Tisch nicht pupsen, aber wenn man es trotzdem macht, ist es nicht so schlimm. Hauen ist aber immer verboten!«

Mein Freund, mein Spiegel

Im Schulalter wollen Kinder intuitiv mehr darüber herausfinden, wer sie sind und was sie ausmacht. Gleichaltrige Freunde sind nun nicht mehr nur Spielkameraden, ihnen kommt jetzt auch eine wichtige Spiegelfunktion zu. Grundschul Kinder vergleichen sich mit ihren Freunden, messen sich an ihnen, sortieren sich in ihren Stärken und Schwächen zwischen denen ihrer Freunde ein. Die Folgen dieser neuen Vergleichswut wird meist etwa mit Beginn des zweiten Schuljahrs spürbar, also mit sieben bis acht Jahren. Sind Erstklässler meist noch sehr selbstbewusst und überzeugt von den eigenen Fähigkeiten, fällt nun nämlich auf, dass Kinder sich selbst zusehends kritischer unter die Lupe nehmen. Typische Sätze in dieser Zeit sind:

»Toni kann besser malen als ich, aber dafür kann ich schneller rennen!«

»Ich wünschte, ich wäre so gut im Diktat wie Daria!«

»Anna ist meine beste Freundin, und Linda meine zweitbeste, und Olga meine drittbeste.«

»Dominik ist der Coolste in unserer Klasse.«

Die Anzahl der eigenen Freunde unterliegt in diesem Alter dabei oft demselben Wettbewerbsgedanken wie wilde Schulhofrängeleien – oder der Abgleich der Fehlerzahl in Mathearbeiten. Zehn Freunde

sind für Kinder in diesem Alter besser als acht, sieben Kindergeburtstagsseinladungen zählen mehr als zwei. Eltern stoßen solche Beliebtheitsvergleiche oft sauer auf: Geht es nicht gerade beim Thema Freundschaft um Qualität statt um Quantität? Ja, natürlich. Doch für Grundschul Kinder sind solche Zahlenspiele ein wichtiges Vehikel auf der Suche nach sich selbst. Wer bin ich, wer mag mich, wem bin ich wichtig?

Das Attraktive an Vergleichen ist, dass sie auf solche komplizierten Fragen zumindest scheinbar eine klare Antwort geben. In der Folge korrigieren die Kinder ihre Selbsteinschätzung – in den meisten Fällen leicht nach unten. Dadurch wird die Wahrnehmung der eigenen Leistungsfähigkeit einerseits realistischer – während sich Erstklässler oft noch für Allround-Genies halten, haben Zweit- und Drittklässler einen klareren Blick auf ihre Stärken und Schwächen –, auf der anderen Seite geht mit dieser selbstkritischen Korrektur fast auch eine Minderung des eigenen Selbstwertgefühls einher. Und das bedeutet, dass viele Kinder nun zum ersten Mal in ihrem Leben zu zweifeln beginnen: Bin ich gut genug, auch wenn ich nicht perfekt bin? Kann ich trotz meiner Schwächen liebenswert sein?

Freunde bestätigen einander

Anders als in der frühen Kindheit reicht die Rückversicherung durch uns Eltern nun nicht mehr aus, damit sich Kinder rundum geliebt und geborgen fühlen. Sie wünschen sich diese Bestätigung auch von anderen Kindern. Gleichaltrige Freunde innerhalb oder außerhalb der Schule können ihnen diese Wertschätzung entgegenbringen, sie ihrem Selbstbewusstsein stärken und sie davon abhalten, zu streng mit sich selbst zu sein.

FREUNDE WIRKEN WIE EIN SCHUTZSCHILD

Wie gut sich Kinder entwickeln, hängt immer von den Umständen ab, in denen sie aufwachsen. Bindungsforscher sprechen in diesem Zusammenhang von risikohöhenden und risikomildernden Faktoren: Psychosoziale Belastungen innerhalb des engsten Umfelds wie etwa Armut, Gewalt oder schwere Krankheit innerhalb der Familie erschweren demnach eine gesunde Entwicklung, ein liebevolles, wertschätzendes Zuhause erhöht sie. Doch nicht alle Kinder, die unter Hochrisiko-Bedingungen aufwachsen, entwickeln sich gleich: Während manche von den belastenden Umständen regelrecht niedergeworfen werden, zeigen andere eine unglaubliche Widerständigkeit, die sie allen Risikofaktoren zum Trotz über sich hinauswachsen lässt. Resilienz nennen Forscher diese Widerstandskraft, die sie als größten Schutzfaktor der kindlichen Entwicklung auch unter widrigen Bedingungen identifiziert haben. Um diese Resilienz ausbilden zu können, brauchen Kinder vor allem eins: stabile emotionale Beziehungen mit Menschen außerhalb der eigenen Familie, die sie als ein unterstützendes soziales Netz erleben. Und das heißt nichts anderes als: Das beste Schutzschild gegen Kindheitsverletzungen sind große und kleine Freunde.

Freundschaft ist nicht nur schön

Wenn Erwachsene an Kinderfreundschaften denken, haben sie oft ein süßliches Bild vor Augen: Kleinkinder, die Hand in Hand zur Kita tapsen, Dreijährige, die sich selbst gepflückte Blumensträuße schenken, Grundschul Kinder, die wie ein Herz und eine Seele sind.

All das gibt es tatsächlich – aber nicht nur. Kinderfreundschaften sind voller Konflikte, die teilweise mit oberflächlichen, teilweise aber auch mit wirklich schlimmen Verletzungen einhergehen. (Wer jemals ein Kindergartenkind mit »Liebeskummer« trösten musste, weiß, wovon ich spreche.) Insofern wäre es falsch zu sagen, dass Freundschaften Kindern immer nur guttun.

Zurückwei- sung und Hänselei

Genauso greift die Annahme zu kurz, Kinder lernten von ihren Freunden automatisch ein sozialeres Miteinander. Denn auch wenn das in vielen Fällen stimmt, lernen Kinder voneinander eben auch das Gegenteil: Wie man andere zurückweist und ausschließt (»Du darfst nicht mitspielen!«), wie man Kinder in Schubladen einsortiert (»Jungs sind blöde!«), wie man sie beschimpft und lächerlich macht (»Du Heulsuse!«). Das an sich positive Zusammengehörigkeitsgefühl von Cliquen kann sich zu massiv verletzendem Mobbing auswachsen, bei dem die Gruppendynamik Kinder zu Grausamkeiten verleitet, zu denen sie einzeln nie in der Lage wären.

Doch auch die Freunde selbst erfahren voneinander nicht nur Wertschätzung und Bestärkung, sondern auch Wettbewerbs- und Konkurrenzdenken, Eifersucht und Missgunst.

Auch Kinderfreundschaften haben also – genau wie soziale Beziehungen unter Erwachsenen – neben einer konstruktiven, förderlichen stets auch eine destruktive, potentiell gefährliche Seite.

Das macht sie nicht weniger wichtig oder wertvoll für die kindliche Entwicklung. Aber es zeigt, dass wir Erwachsenen unseren roman-

tisierenden Blick auf Kinderfreundschaften ablegen müssen, um zu verstehen, wie Kinder untereinander wirklich agieren, wie sie sich stärken, aber auch schwächen können und wann wir sie begleiten, wann loslassen und wann beschützen müssen.

So zeigt die psychologische Forschung, dass auch in konfliktreichen Freundschaften der Benefit für die Kinder meist überwiegt. Freundschaft muss nicht immer hübsch und friedlich sein, um Kindern wertvolle Entwicklungschancen zu geben. Doch wenn ein Kind unter dem Zusammensein mit anderen Kindern massiv leidet, wiegen die Verletzungen schwerer als jeder mögliche Vorteil, den dieses Miteinander dem Kind je einbringen könnte. Dann bedarf es des Schutzes eines Erwachsenen, um sich aus der unseligen Verbindung zu lösen.

»MAN MUSS NICHT JEDEN BEFEHL AUSFÜHREN,
ABER SCHON EIN BISSCHEN WAS MACHEN«

INTERVIEW MIT ADRIAN, 7 JAHRE

Was bedeutet Freundschaft für dich, Adrian?

Wenn man andere gernhat und oft mit ihnen spielt.

Was muss man denn tun, um Freunde zu finden und zu behalten?

Man muss zu ihnen nett sein und Sachen für sie machen. Also, nicht jeden Befehl ausführen, aber schon

ein bisschen was machen. Und muss ganz oft mit ihnen spielen und sie nicht ärgern.

Wer sind denn deine Freunde und was machst du gern mit ihnen?

Luca und Mats sind meine Freunde. Mit denen spiele ich und springe Trampolin oder wir gehen mit dem Hund.



Das Vorbild aller Freundschaften

»Eltern, nehmt euch nicht so wichtig!« Diese provokante Botschaft verhalf der amerikanischen Psychologin Judith Rich Harris im Jahr 1998 nicht nur zu einem Bestseller, sondern auch zu einer Welle medialer Aufmerksamkeit weltweit. Die aufsehenerregende These der Wissenschaftlerin: Der Einfluss der Eltern auf ihre Kinder sei bislang völlig überschätzt worden. Wirklich entscheidend für deren gesamte Entwicklung seien nicht Mutter oder Vater, sondern die gleichaltrigen Freunde der Kinder. Sie prägten ihr Weltbild und ihr Wertesystem, sie entschieden darüber, wie ein Kind mit sich selbst und den anderen umgehe – jegliche Erziehungsbemühungen seien da im Vergleich weitestgehend unerheblich.

Doch so löblich der Ansatz auch ist, endlich auch einmal den großen Einfluss von Freunden für die kindliche Entwicklung in den Blick zu nehmen – mit ihrer gleichzeitigen Abwertung der Rolle der Eltern schießt Harris über das Ziel hinaus. Denn auch wenn es zweifelsohne richtig ist, dass Kinder und insbesondere Jugendliche sich in ihrem Heranwachsen oft stärker an Gleichaltrigen als